

Die Wahrheit hat Zähne

David Pawn

Copyright © 2017 David Pawn

1

Geraldine Silvestri schwang die Axt in einem weiten Bogen herum. Eine Bewegung, die trotz der Waffe in ihren Händen grazil wirkte, als gehörte sie auf die Bühne einer Ballettaufführung. In einem Halbkreis kam der schwere, scharf geschliffene Kopf aus Höhe ihrer Hüften nach oben, schlug gegen den Hals ihres Widersachers, durchschnitt Haut, Sehnen, Arterien und schließlich Knochen und trennte so den Kopf vom Rumpf. Beide Teile stürzten auf die Marmorplatten, die den Boden des Kirchenvorraums bildeten. Der Kopf rollte ein wenig zur Seite. Was da anstelle von Blut aus den klaffenden Wunden floss, sah dunkel, beinahe schwarz aus. Zäh wie Asphalt quälte es sich aus dem Leib. Und es stank, als verwese es bereits seit hundert Jahren im Inneren, was vermutlich sogar zutraf.

Sie wollte sich abwenden und in das Hauptschiff laufen, als die eichene Außentür aufschwang und ein Polizeibeamter eintrat.

Geraldine hatte den Dorfpolizisten bereits auf ihrem Weg hierher beobachtet. Der Lärm in der Kirche musste seine Aufmerksamkeit erregt haben, und er sah sich gezwungen seinen Dienst zu verrichten. Kaum erblickte er, was sie angerichtet hatte, da stand er ihr auch schon breit-

beinig in oftmals eingeübter Schussposition gegenüber. Die Waffe im Anschlag, die Augen fixierend auf sie gerichtet.

Sie reagierte mit den in vielen Jahren trainierten Reflexen, spannte die Gesichtsmuskulatur an, zog den Unterkiefer zurück, senkte die Brauenpartie und veränderte so ihr natürliches Aussehen im Bruchteil einer Sekunde. Die beste Maske ist das eigene Gesicht, hatte ihr schon ihr Großvater erklärt.

Allenfalls ihr langes Haar, die beige Bluse und die Jeans blieben als unveränderte Merkmale. Aber Kleider konnte man wegwerfen und Haare frisieren. Ihre Augen verbargen sich hinter farbigen Kontaktlinsen. Außerdem befand sich der Beamte viel zu weit entfernt, um zuverlässig ihre Augenfarbe zu benennen.

„Lassen Sie das Beil fallen“, befahl er.

„Streitaxt“, sagte Geraldine.

„Verdammt, lassen Sie das Ding fallen.“ Geraldine sah, dass der junge Mann sich alle Mühe gab, beherrscht und autoritär zu sprechen, aber ein leichtes Beben des rechten Knies verriet seine Nervosität. „Los, machen Sie schon, sonst werde ich schießen.“

Geraldine dachte noch über eine Alternative nach, da begann das Orgelspiel. Bei den Klängen, die das Instrument erzeugte, handelte es sich nicht um eine melodische Tonfolge, die der Kraft und Erhabenheit eines Gottes huldigte, sondern um eine ohrenbetäubende Kakophonie. Wie ein Aufschrei tausender Kreaturen, die in einem fernen Urwald vor einem Feuer flüchten, auf- und abschwellende Schreie im Höllenfeuer versinkender Seelen.

In einem Reflex wollten die Hände zu den Ohren, um diese vor dem Lärm zu schützen.

Der Beamte beherrschte sich, diesem zu gehorchen, aber für eine Sekunde war seine Aufmerksamkeit dennoch abgelenkt. Seine Augen irrten von Geraldine ab zur Tür hinter ihr, als könne er den wahnsinnigen Orgelspieler dort erkennen. Diesen Moment nutzte sie und schleuderte ihm die Axt entgegen. Gleichzeitig stürmte sie der Waffe hinterher auf ihn zu.

Er trat, erneut ein Reflex, einen Schritt zurück, als er Stahl und Holz sich überschlagend auf sich zurasen sah. Sein folgender Schuss verfehlte dadurch das Ziel und traf einen hölzernen Engel aus dem 16. Jahrhundert. Im nächsten Augenblick war Geraldine bei ihm, über ihm. Wie tausendmal geübt trat sie ihm in den Bauch. Der nächste Kick ging in Richtung seiner Leber. Der Mann klappte zusammen. Sie warf sich auf ihn, schlug ihm mit den Händen gleichzeitig gegen beide Schläfen und nahm ihm die Waffe ab. Sie hockte sich auf seine Brust, die Arme mit den Beinen auf den Boden drückend. Ihre Hände suchten die Handschellen. All das geschah in Bruchteilen von Sekunden. Der junge Beamte war noch immer benommen, da fand er sich bereits auf dem Bauch liegend, die Hände auf dem Rücken gefesselt. Geraldine, inzwischen wieder mit der Streitaxt in der Hand, stand breitbeinig über ihm und atmete gleichmäßig ein und aus, um sich ein wenig zu beruhigen. Sie brauchte ihre volle Konzentration.

„Seien Sie froh, dass es so glimpflich für Sie abgegangen ist“, sagte sie. „Wenn Milos sie erwischt hätte, wären Sie ein blutleerer Sack.“ Sie deutete auf den Torso hinter

sich, ungeachtet der Tatsache, dass der Polizist zu ihren Füßen dies nicht sehen konnte.

Aus dem Hauptschiff der Kirche drang weiterhin un-
ausgesetzt der Lärm des Orgelspiels. Sprängen drei Affen
auf Manual und Pedal des Instrumentes herum, es könnte
nicht unmelodischer klingen.

„Also gut, Laszlo“, sagte Geraldine, legte die Axt über
ihre Schulter und marschierte zum Eingang in das Haupt-
schiff, als wäre sie ein Holzfäller, der zu seinem Tagwerk
im Wald aufbrach.

Das Erste, was sie bemerkte, war der Leichnam des
Pfarrers auf dem Altar. Wie eine weggeworfene Lumpen-
puppe lag er dort neben den umgestürzten Leuchtern. Um
ihm zu helfen, kam sie also zu spät. Eigentlich wusste sie
das, seit das irrsinnige Orgelspiel eingesetzt hatte. Sie
wandte sich um und ging rückwärts weiter in den Raum
hinein, den Blick nach oben zur Orgelempore gerichtet, wo
ihr Gegner sein Konzert gab.

„Laszlo!“, rief sie. „Ich bin hier.“

Die Orgel verstummte mit einem dumpfen Schnaufen.
Helles Lachen füllte im nächsten Moment den Sakralbau.

„Was ist so lustig?“

Das Lachen brach ab. „Du“, kreischte jemand von oben
herab. „Ihr Menschen. Immer so bemüht, unsereiner aus
dem Weg zu räumen. – Was ist mit Milos?“

„Ist ein wenig kopflos geworden bei meinem Anblick“,
rief sie hinauf.

Wieder antwortete ihr schrilles Lachen. In alten Filmen
lachten die verzweifelten Insassen von Irrenanstalten auf
diese Weise. Ein unmenschliches Geräusch, als nutzte je-
mand eine kurbelgetriebene Lachmaschine, die schlecht

geölt worden war. Und erneut brach dieses Lachen abrupt ab. Jemand legte einen Hebel an eben jener Maschine um und sie hielt ohne Verzögerung an.

Sie sah Laszlo von Ödermark auf der Balustrade der Orgelempore stehen. In einer ausladenden Geste spreizte er beide Arme, seinen nachtblauen Umhang präsentierend. Im nächsten Augenblick sprang er und landete federnd drei Schritte von Geraldine entfernt. Sie bewegte sich kein Jota. Sollte er sich in Posen werfen so viel er mochte, es sollten schließlich seine letzten werden.

Er lächelte sie an, das heißt, so hätte es vielleicht für einen unbeteiligten Beobachter ausgesehen, wenn ein solcher zugegen gewesen wäre. Aber Geraldine wusste, dass er in Wahrheit nur sein Gebiss präsentierte. Die beiden Eckzähne sahen im Schein der Kerzen besonders beeindruckend aus. Leuchtend weiß hoben sie sich vor den blutroten Lippen ab, die auf den ersten Blick wie geschminkt wirkten.

„Es wird mir ein Vergnügen sein, auch das letzte Zweiglein des Baumes abzutrennen, der auf dem stolzen Namen van Helsing gründet“, sagte er.

Er wollte sie reizen, wollte eine überhastete Reaktion provozieren. Das war ihr bewusst. Dennoch spürte sie ein leichtes Zucken in ihrem rechten Arm. Der wollte offenbar, ohne einen Befehl des Hirns abzuwarten, die Axt auf den blutsaufenden Bastard schleudern. Sie nahm sich zusammen, lächelte stattdessen zurück.

„Wissen Sie, Laszlo, das unterscheidet sie schon immer von Ihrem Bruder. Sie halten zu viel von sich selbst. Das ist bei euch Blutsaugern genauso wie bei normalen Menschen. Es gibt Arschlöcher und es gibt große Arschlöcher.“

Und bei Ihnen hat es zum großen Arschloch nicht gereicht, darum reißen Sie das Maul zusätzlich auf, wenn überschüssige Luft aus dem Körper muss.“

„Ich denke, das genügt an höflicher Konversation“, entgegnete ihr Gegenüber. „Beginnen wir mit dem Abendessen.“

Für den Ungeübten wäre die Bewegung des Vampirs nicht erkennbar gewesen. Scheinbar aus dem Stand sprang er nahezu zwei Meter in die Höhe und auf Geraldine zu. Aber sie verstand ihr Handwerk, weitergegeben von Generation zu Generation. Sieben davon trennten sie von ihrem berühmten Vorfahren.

In einem oftmals trainierten, verfeinerten Bewegungsablauf trat sie einen Schritt zurück und schwang zugleich die Axt über ihre rechte Schulter, ihre Augen dabei stets auf den Widersacher gerichtet, der sich von oben herab auf sie stürzen wollte. Der reagierte seinerseits blitzschnell, warf die Arme nach vorn und sorgte so dafür, dass sich seine Flugbahn verlängerte und er in Geraldines Rücken landete. Seine Lackschuhe streiften ihr blondes Haar.

Sie fuhr auf dem Absatz herum, da umschlangen sie bereits seine sehnigen Arme und pressten die ihren eng an den Leib. Unfähig die Streitaxt einzusetzen starrte sie in seine silberfarbenen Augen, hell wie Bergseen.

„Nun, mein Liebchen“, flötete er. „Hast du einen letzten Wunsch?“

„Verrecke!“ Sie nahm die Schulter zusammen, stieß so viel Luft aus den Lungen wie möglich, senkte den Brustkorb und tauchte nach unten aus der Umklammerung. Ehe er erneut zugreifen konnte, schlug sie ihm das stumpfe Ende der Streitaxt zwischen die Beine.

So seltsam es war, dass es überhaupt Untote gab, so unglaublich ihre Fähigkeiten den Normalsterblichen erscheinen mochten, so verblüffend erwiesen sich einige ihrer Schwachstellen. Vampire ließen sich nur durch Feuer, Enthauptung oder den berühmten Pflock in den Leib töten, ihre Wunden heilten unglaublich schnell und Schmerzen empfanden sie nur an wenigen ausgesuchten Stellen des Körpers. Aber eben dort, wo Geraldine traf, befand sich so eine Stelle und die Wirkung war nicht weniger heftig, als bei einem normalen Mann, wenngleich Laszlo von Ödermark schon lange Erfüllung bei einer Frau nicht in deren Schoß, sondern an ihrem Hals suchte.

Er sackte zusammen und griff nach seinen Weichen. Aber die Ablenkung von seinem Ziel, Geraldine zu töten, währte nur kurz. Im nächsten Augenblick hatte er sich bereits wieder gefangen, blickte nach oben und versuchte, sich schwingvoll aufzurichten, doch es war zu spät. Geraldine schwang die Axt über ihm und trennte mit einem wuchtigen Schlag seinen Kopf vom Rumpf.

Erschöpft ließ sie die Waffe fallen, holte tief Luft und ging zur letzten Reihe der Kirchenbänke. Sie setzte sich, strich ein paar Locken aus dem Gesicht und schaute den Überresten des Vampirs dabei zu, wie sie im Zeitraffer verwesten.

Sie wusste, dass sie so schnell wie möglich verschwinden musste. Nicht nur, weil irgendjemand sich auf die Suche nach diesem Polizisten begeben würde. Vampire waren eine rachsüchtige Spezies. Wer sie jagte und tötete, musste umgekehrt mit der gleichen Unerbittlichkeit rechnen. Diese Wesen lebten in Gruppen, deren Mitglieder in direkter Linie voneinander abstammten. Die Älteren jeder

Gruppe fühlten sich für die Jungen verantwortlich. Geraldine kannte Laszlo Schöpfer nicht, aber sie konnte gewiss sein, dieser würde versuchen, seinen Nachkommen zu rächen.

Ältere Vampire besaßen mehr Erfahrung. Sie hatten über Jahrzehnte, gar Jahrhunderte bewiesen, dass sie den Jägern überlegen waren. Außerdem benötigte man das Überraschungsmoment, wenn man es mit einem Vampir aufnehmen wollte. Niemand konnte sich ihnen stellen, wenn sie vorbereitet und auf der Hut waren, und hoffen zu überleben. Sie sprachen gern von einem fairen Duell, aber ihre körperlichen Vorteile ließen das Wort ‚fair‘ zu einer Lüge verkommen, mit der sie den Gegner täuschten.

Wenn man also einen aus der Brut auslöschte, galt es zu allererst, in Deckung zu gehen. Für eine gewisse Zeit musste man die Augen überall haben, am besten tauchte man ein paar Monate unter.

Geraldine erinnerte sich an die Worte ihres Großvaters, die er ihr auf dem Sterbebett im Krankenhaus auf den Weg gab. „Sei auf der Hut, bis ihre Wut verraucht ist. Sie haben ein wildes, ungebärdiges Temperament. Ihr Hass ist schnell entfacht, kühlt aber ebenso rasch ab. Vermutlich fällt ihnen dann wieder ein, dass die Zeit auf ihrer Seite ist und die Rache übernimmt. Schau mich an.“ Er hustete krächzend. „Ich habe dreiundzwanzig Vampire getötet, dreiundzwanzig Mal musste ich in Deckung gehen. Und jetzt verrät mich der eigene Körper.“

Geraldine erinnerte sich daran, ihren Großvater umarmt und an seiner Schulter geweint zu haben.

„Wir können sie niemals alle töten“, sagte der alte Mann und fügte einen Satz hinzu, der ihr rätselhaft er-

schienen war. „Vielleicht ist das auch nicht unsere Aufgabe.“

Sie war davon überzeugt, genau das war die Aufgabe der Jäger, die Brut auszulöschen. Sie atmete entschlossen durch, stemmte sich aus der Bank und griff nach ihrer Waffe.

Im Vorraum, wo der junge Polizeibeamte gefesselt auf dem Boden lag, verstaute sie die Streitaxt in der Sporttasche, die achtlos hingeworfen hinter einer Säule lag, schulterte sie und lief, immer schneller werdend, hinaus.

Zur gleichen Zeit stand eine junge, etwas füllige Frau in der Bahnhofsbuchhandlung des Dresdner Hauptbahnhofes und blickte auf die Taschenbücher im Regal, nicht wissend, dass sie selbst Ziel eines aufmerksamen Beobachters war. Dieser stand müßig mit einer Sportzeitschrift in der Hand da, gab vor, darin zu blättern, widmete in Wirklichkeit aber ihr einen großen Teil seiner Aufmerksamkeit. Er bewunderte ihren schlanken, weißen Hals mehr als ihren ausladenden Busen oder die Beine, die unter dem gewagt kurzen Rock herausragten.

Die junge Frau entschied sich für ein Taschenbuch mit einem Einband in Rot und Schwarz. Vor dem Hintergrund eines düsteren Schlosses hielt ein junger Mann mit lockigem Haar und feurigem Blick eine schlanke Blondine in einem Ballkleid im Arm und lächelte sie an, vermutlich verführerisch nach Ansicht des Gestalters. Der Gesichtsausdruck der Maid lag irgendwo zwischen naiv verliebt und schwachsinnig. Eine Fledermaus flatterte über dem Paar.

Toralf Mahnstein hätte am liebsten laut aufgelacht, konnte es sich aber im letzten Augenblick verkneifen. Ausgerechnet eine dieser neumodischen Vampirschmonzetten hatte sich die junge Frau ausgesucht. Sie würde noch heute die Erfahrung machen, dass die Geschichten in diesen Büchern und die Wahrheit zwei verschiedene Paar Schuhe darstellten. Mochte sein, sie träumte sogar davon, eines Tages so einen schlanken, männlichen, kraftvollen und völlig abstinenten Vampir persönlich kennenzulernen. Seltsam, wie verdreht Menschen dachten. Das wäre so, als träumte sie davon, sich einen veganen Löwen zu halten.

Er klappte die Zeitschrift zu und stellte sie ins Regal zurück, während sein Blick der jungen Frau zur Kasse folgte. Als sie sich zum Ausgang wandte, setzte auch er sich in Bewegung.

Ein schneller Blick nach links und rechts, da entdeckte er sie wieder. Sie strebte dem Hinterausgang zu. Er folgte ihr, seit sie den Zug aus Richtung Elbsandsteingebirge verlassen hatte. Es freute ihn, dass sie sich nicht in Richtung Innenstadt wandte. Dorthin wäre er ihr vermutlich nicht gefolgt, auch wenn sie ihm ein ideales Opfer erschien. Seine Blutgruppe, sein Rhesusfaktor, keine Drogen, der Zyklus nicht in der blutigen Phase – all das hatte er wahrgenommen, als sie auf dem Bahnsteig an ihm vorbeiging. Dies und den schlanken Hals, der nicht zu ihrer ansonsten eher pummeligen Erscheinung passte. Ein Schwanenhals auf einem Drontenkörper.

Er folgte ihr in das beschauliche Wohnviertel hinter dem Bahnhof. Die Straße führte leicht bergan an einem fast fertigen Neubau und einer Schule vorbei. Kinder spielten auf einer Wiese davor Fangen. Toralf nahm dies alles

wahr und noch viel mehr – den Herzschlag der Vögel in den Bäumen und auch den zweier Hasen, die sich irgendwo in einem Gebüsch verbargen, die Ausdünstungen der Stadt in ihrer Betriebsamkeit, den Sommerwind, der sanft über sein ebenmäßiges Antlitz strich. Er blickte flüchtig zu den Fenstern auf der linken Seite. Die Menschen, die dort ihren alltäglichen Verrichtungen nachgingen, ahnten gewiss nicht, was sich da durch ihre Straße bewegte. Genau so wenig wie die junge Frau ein paar Schritte vor ihm nicht ahnte, dass sich ihr vermutlicher Wunsch, einen Vampir kennenzulernen, in Kürze erfüllen würde.

Er rieb die Eckzähne leicht gegeneinander, um sie noch einmal zu schleifen. Eine jener Tatsachen, die er bisher nie in einem dieser albernen Bücher gelesen hatte, die seine Art als Kuschtiere darstellten. Schön, elegant, weltgewandt und geradezu lächerlich ungefährlich. Aus Wölfen hatten die Menschen Hunde geformt, erst um die Herden und das Heim zu bewachen, später zu ihrem reinen Vergnügen. Jetzt glaubten sie, aus Vampiren eine ganze Brut von Casanovas erschaffen zu können. Sie verdienten einfach, was ihnen zustieß, wenn sie so etwas dachten.

Die junge Frau passierte das leerstehende Gymnasium. Eine Tafel verkündete, was das Land mit dem Gebäude vorhatte, das aus leeren Fensterhöhlen auf die Straße glotzte. Ein Zaun sicherte das Gelände, das einstmals der Schulhof gewesen war. Baumaterial türmte sich dort, wo zuvor Kinder gespielt und Schüler höherer Klassenstufen heimlich geraucht hatten.

Mit drei schnellen, weiten Sprüngen war Toralf an der Seite der jungen Frau.

„Guten Abend“, sagte er mit weicher, gutturaler Stimme. „Wie ich sehe, interessieren Sie sich für Vampire.“

Sie blieb stehen, fuhr herum und starrte ihn mit großen, dunklen Augen an. Angst und Überraschung kämpften in ihrem Gesicht und strömten aus ihren Poren. Er hörte, wie ihr Herzschlag sich beschleunigte, die Atmung heftiger wurde, der Körper sich auf Flucht oder Kampf vorbereitete. Uralte Instinkte übernahmen die Kontrolle der Vitalfunktionen.

Er lächelte sie an und versenkte seinen Blick in ihren. „Sie müssen keine Angst haben“, sagte er.

Er spürte, dass ihr Körper sie dazu drängte, weiterzugehen, Raum zwischen sich und diesen Fremden zu bringen, der sie mit makellosen Zähnen anlächelte. Der Körper wusste besser als der Verstand, was richtig war in jenem Augenblick. Aber die Gedanken irrten ab, blockierten die Reflexe, gefangen genommen von seinem Blick.

„Geben Sie mir das Buch“, forderte er und hielt ihr eine Hand offen hin. Wortlos gehorchte sie. Er schaute auf den Titel. Abscheu durchflutete seine Gedanken.

„Wissen Sie“, sagte er in dem leichten Singsang, den er als seine Jungfernersprache bezeichnete, „das ist alles nicht wahr. Vampire sind nicht so.“

„Wie sind sie dann?“, fragte sie mechanisch, als sage sie auswendig gelernten Text auf.

„Ich zeige es Ihnen.“ Er entblößte seine Eckzähne. „Kommen Sie.“ Er nahm sie an der Hand und führte sie in die Seitenstraße an dem Bauzaun vorbei. Sie folgte ihm willenlos.

Nachdem sie sich weit genug von der Hauptstraße entfernt hatten, packte er sie von hinten um die Hüfte und

sprang. Mit einem einzigen Satz überwand er den zwei Meter hohen Zaun, ihr Gewicht im Arm nicht mehr als eine Feder für ihn. In diesem Augenblick fiel der Zauber von ihr ab. Noch ehe sie auf der anderen Seite landeten, begann sie zu treten und nach ihm zu schlagen.

„Lassen Sie mich los! Hilfe! Hilfe!“ Ihre Schreie gellten durch das Viertel und würden Passanten auf den Plan rufen. Er musste sich beeilen.

Er presste ihr eine Hand auf den Mund und bleckte seine Zähne. „Wolltest du nicht schon immer einem echten Vampir begegnen?“

Sie grummelte etwas aus den verschlossenen Lippen, anschließend versuchte sie, den Mund zu öffnen und ihn zu beißen. Sie – ihn beißen! Er presste die Hand fester auf ihren Mund, versuchte gleichzeitig, mit den Fingern eine Nasenklammer zu formen, um ihr jegliche Luft zu rauben.

„Du kannst leben“, raunte er ihr ins Ohr. „Aber nur, wenn du mir meine Mahlzeit nicht länger verweigerst. Ich mag es gar nicht, wenn mein Essen wie am Spieß schreit.“

Sie grunzte erneut und er gab ihr eine Chance. Er entließ ihre Nase aus der Umklammerung seines Zeige- und Mittelfingers der Rechten. Danach senkte er seine Zähne in ihren Hals. Sie wollte sich erneut befreien, als sie den Biss spürte, aber die Wirkung des betäubenden Speichels setzte Augenblicke später ein. Das wenige Blut, das er nicht trank, förderte ihn sofort Richtung Hirn und ließ sie in seinen Armen schlaff werden.

Gesättigt ließ er sie schließlich zu Boden gleiten. Es befand sich noch genug Leben in ihr. Sie würde mit einem Brummschädel erwachen, sich fühlen wie bei einer schweren Grippe und diese seltsamen Stiche am Hals finden.

Wenn sie aus ihren Büchern genug gelernt hatte, würde sie wissen, was ihr geschehen war.

Er nahm ihr das Buch aus der schlaffen Hand, betrachtete den Einband und schüttelte den Kopf über so viel Dummheit. Über keine andere Spezies gab es mehr wirre Theorien und falsche Behauptungen wie über Vampire. Früher glaubten die Menschen, sie könnten sich in Fledermäuse oder Wölfe verwandeln – ausgerechnet in Wölfe! Aber diese uralte Feindschaft mit den Werwölfen war auch nur herbeigeredet und entbehrte eigentlich jeder Grundlage. Dann die Mär, sie würden unter dem Einfluss von Sonnenlicht zerfallen oder Knoblauch meiden, oder man müsse Reis ausschütten, und sie würden diesen unbedingt zählen müssen. Als wären sie autistische Kinder.

Ja, sie waren Wesen der Nacht, weil sie dort die Vorteile ihres feinen Gehörs und Geruchsinns besser ausnutzen konnten, aber schon der erste Vampirjäger hatte richtig erkannt, dass sie auch bei Tage durchaus ihren Geschäften nachgehen konnten. Sie litten unter einem Mangel an Melanin, aber dieser war keineswegs tödlich, wenn sie sich nicht nackt am Strand stundenlang in der Sonne brien, wie die Menschen es so gern taten.

Ja, sie konnten aus dem Stand bis zu drei Meter hoch springen, aber keineswegs konnten sie fliegen oder sich in ein fliegendes Wesen verwandeln. Und heutzutage trugen sie zumeist auch keine weiten Umhänge mehr, die sie tatsächlich wie zu groß geratene Fledermäuse aussehen ließen.

Früher, in jener Zeit, als er sich verwandelte, hielt man sie für Ausgeburten der Hölle, Geschöpfe des Teufels. Man glaubte, es mit blutrünstigen Bestien zu tun zu haben, die

nicht eher ruhten, bevor ihre Opfer nicht vollständig entleert waren. Das war genauso unsinnig wie der aktuelle Trend, sie allesamt für großartige Liebhaber mit ungewöhnlicher Ernährungsweise zu halten.

Nach seiner Erfahrung gab es genau zwei Arten von Vampiren. Die, die sich mit ihrem Schicksal abgefunden hatten, und jene, die dagegen rebellierten. Er selbst zählte sich zur ersten Gruppe.

Bei den anderen äußerte sich die Ablehnung des eigenen Daseins auf zwei sehr gegensätzliche Arten und Weisen. Die einen verhielten sich introvertiert, zogen sich mehr und mehr zurück, hungerten oft wochenlang, sie waren es, die die Mär vom Vampir prägten, der in einem Sarg schlief, blass und ausgemergelt aussah und sich vor Kruzifixen, Knoblauch und allem möglichen anderen Unsinn fürchtete. Sie schlichen bei Nacht und Nebel durch die Stadt und bettelten um Blut, statt es sich zu nehmen, wie es einem Raubtier geziemt.

Die anderen lebten ihr Vampirdasein auf der Überholspur mit viel zu großem Tempo. Sie wollten einem Vampirjäger in die Hände fallen, um im Kampf auf Leben und Tod zu sterben. Sie ließen keine Gelegenheit aus, auf sich aufmerksam und sich außerdem unbeliebt zu machen. Sie ließen keine lebenden Opfer zurück, feierten Blutorgien, gaben sich tatsächlich als Kinder der Hölle. Ihnen verdankten die Vampire ihren üblen Ruf. Wo immer man von Vampiren als Bestien sprach, fand man ein paar von dieser Sorte in der Nähe. Und doch stellte ihr ganzes Tun einen einzigen Hilfeschrei dar.

Was es nach Toralfs Erfahrung, und diese reichte weit in die Vergangenheit, nicht gab, waren Vampire, die dem

menschlichen Blut abgeschworen hatten. Der Grund dafür konnte gar nicht einfacher sein: Solche Vampire wären innerhalb von wenigen Tagen nur noch Staub. Es hieß nicht umsonst Blutdurst, denn so wie Durst schneller als Hunger tötete, ließ auch das Ausbleiben des menschlichen Lebenssaftes Vampire in kurzer Zeit verblühen.

Er warf das Buch mit einer lässigen Bewegung des Handgelenks auf den Boden neben die junge Frau, wischte sich erneut über den Mund und sprang über den Zaun zurück auf die Straße. Mit elastischem Schritt machte er sich auf den Weg zum Hotel.

Der Schlag traf Toralf, wenige Minuten nachdem er sein Zimmer betreten hatte. Gerade stand er noch vor dem Spiegel und glättete sein schwarzes Haar und im nächsten Augenblick krümmte er sich auf dem Boden, mit Gefühlen im Leib, als würde ihm ein Pfahl hineingetrieben. Er wusste, was das bedeutete. Er hatte es schon mehr als einmal erleben müssen.

Jeder Vampir erzeugte in seinem Leben Vasallen. Vampire von seinem Blute im wahrsten Sinne des Wortes. Geboren aus dem Kuss des Vampirs. So, wie Menschen Kinder gebären, diese aufzogen, ihnen ihr Wissen und ihre Werte vermittelten, kümmerte sich ein Vampir um seinen Vasallen, lehrte ihn, was es bedeutete, Vampir zu sein. Bis dieser eines Tages ein eigenes Revier suchte. Aber der Schöpfer blieb mit seinem Vasallen ewig durch Blutsbande verknüpft, spürte dessen Freude und seinen Schmerz und ganz besonders heftig seinen Tod.

Toralf besaß mehr als einen Vasallen, wusste nicht genau, welchen von ihnen das Schicksal getroffen haben

musste. Aber er besaß eine ziemlich genaue Vorstellung davon, wer am ehesten als Opfer in Frage kam. Laszlo! Als junger Vampir voller Ehrgeiz und Begeisterung, packte ihn schon bald der Übermut. Er langweilte sich und füllte diese Langeweile mit Schlachtfesten. Er zelebrierte seine Mahlzeiten auf eine Art und Weise, die manche Menschen in Büchern schilderten, die man als Horrorromane bezeichnete. Laszlo saugte nicht einfach Menschen aus, er suchte sich solche, die irgendeinem Glauben anhängen. Erst zerstörte er ihren Glauben, anschließend ihren Körper.

Das Kreuz sollte Vampire abhalten, sollte sich wie ein feuriges Schwert in ihren Körper fressen. Eine lachhafte Idee, so lachhaft wie alles, was man über sie erzählte oder niederschrieb. Halbwahrheiten, Legenden, Aberglauben. Niemand gab sich die Mühe, sie wirklich begreifen zu wollen. Bestenfalls gab es Menschen wie Van Helsing und seine Brut, die mit seinesgleichen in einer Art ewigem Krieg lagen. Menschen, die das eigene Leben dem Tod der Vampire gewidmet hatten. Weshalb, das mochten die Götter wissen, wenn sie tatsächlich existierten. Aber diese Jäger versuchten zumindest mehr über ihre Beute herauszufinden, als all die anderen Menschen, die tatsächlich nicht viel mehr Geist versprühten als wandelnde Blutbeutel.

Van Helsing hatte mit einer ganzen Reihe von Irrglauben aufgeräumt, allerdings auch mit einer ganzen Reihe von Vampiren, und seine Nachfahren taten es ihm gleich.

Langsam zog der Schmerz sich zurück, Toralfs Blick klärte sich. Kalter Schweiß bedeckte seinen Körper, ein Gefühl, das ihm Ekel bereitete. Er richtete sich wieder auf, schwerfällig, als lasteten tatsächlich all die Jahre auf ihm,

die er auf dieser Welt zugebracht hatte. Dann entledigte er sich seiner Kleider in fieberhafter Eile. Keine überflüssige Sekunde ertrug er diese feuchten Zeichen ehemaliger Menschlichkeit. Er benötigte eine Dusche dringender als ein Wüstenwanderer am Ziel der Reise. Wenn er gereinigt war, war er wieder er selbst, konnte wieder klar denken. Danach stünde er bereit, zu überlegen, wie er diesem Frevler gegen einen seiner Abkömmlinge begegnen wollte. Er hob den Kopf, blickte erneut in den Spiegel. Auch so ein Irrglaube! Vampire sähen sich nicht im Spiegel. Als ob die Gesetze der Physik sich darum scherten, welche Lebensform man darstellte. Ebenso gut konnte man vermuten, Frösche oder Hamster würfen kein Spiegelbild. Er bleckte die Zähne, nickte sich zu und ging ins Bad.

Er kehrte dampfend und mit nassem Haar zurück, verschnürte seine Kleider mit Ärmeln und Hosenbeinen zu einem Bündel, das er so schnell es ging entsorgen würde. Er trat an den Schrank, wählte frische Unterwäsche, ein gestärktes weißes Hemd und eine dezente Krawatte. Er zog diese Kleidung an, kehrte zurück, nahm eine dunkle Hose vom Bügel, schlüpfte hinein, trat an den Spiegel, richtete die Krawatte und stellte für sich fest, sich endlich wieder wie ein Vampir zu fühlen.

Er musste mit seinen Vasallen sprechen. Einer würde sich nicht melden, einer wäre nicht mehr in der Lage zu antworten. In alter Zeit war es ein schwieriges Unterfangen gewesen, herauszubekommen, wen er verloren hatte. Man reiste mit einer Kutsche herum und suchte jeden einzeln auf. Manchem jagte man wochenlang hinterher, ehe sich am Ende herausstelle, genau dieser fehlte. Heute genügten ein paar Telefonate.

Er ging zum Nachtschränkchen, zog die Schublade auf und nahm das Smartphone heraus, das neben der Bibel lag. Die Nummern all seiner Vasallen fanden sich eingespeichert. Eine würde er löschen können.

Obwohl er sich im Grunde sicher war, dass es sich um Laszlo handelte, wählte er erst einige andere. Er hätte nicht sagen können warum, fragte ihn jemand in diesem Moment. Ein Gefühl der Verwundbarkeit, der Hilflosigkeit, das dem Wesen des Vampirs diametral entgegengesetzt stand, saß in seinem Hinterkopf und quälte ihn. Nicht zu wissen schien so viel leichter als zu wissen. Dennoch wählte er die erste gespeicherte Nummer aus. Er lauschte, eine leise, leicht verrauschte Stimme antwortete ihm aus einem fernen Land.

„Wo steckst du gerade? – Ah! – Na, dann viel Spaß mit den dunkelhäutigen Schönheiten.“

Marques entsprach am ehesten den Vorstellungen der Zeit von einem Vampir. Toralf trennte die Verbindung und wählte die nächste Nummer. So arbeitete er sich durch das Verzeichnis. Zwei seiner Vasallen meldeten sich nicht: Laszlo und Gerlinde. Er hinterließ eine Nachricht, in der er um umgehenden Rückruf bat.

Unruhig wie ein gefangenes Tier lief er durch den Raum. Die Ungewissheit fraß an ihm. Er trat ans Fenster, zerrte die Gardine zur Seite und riss einen Flügel auf. Er spürte die einströmende kühlende Luft auf seinen Wangen. Er musste sich beruhigen, die Unruhe zügeln, die ihn so plötzlich befallen hatte, wie Übelkeit nach einer Vergiftung. Er musste sich gedulden, später noch einmal anrufen.

Wenn er wusste, wen von seinen Vasallen das Schicksal ereilt hatte, würde er den nächsten Schritt gehen. Er würde den Mörder herausfinden. Die Zahl der Vampirjäger ließ sich an einer Hand abzählen, ihre große Zeit lag lange zurück. Heute, in einer Epoche, da die meisten Menschen Vampire für einen Aberglauben hielten, da Wissenschaftler alle möglichen Krankheiten als Ursache für diese Lege-
gende anführten, heute zogen lediglich ein paar Wissende mit Axt, Feuer und Pflöck herum, um Vampiren das Leben zu nehmen. Da gab es Dick Jefferson, der sein Wissen über viele Generation hinweg auf seinen Urahn Thomas zurückführen konnte. Im Osten lag Jewgeni Aljechin auf der Lauer. Und ja, auch der hatte einen berühmten Verwandten, der allerdings die Jagd auf Vampire vernachlässigt und stattdessen Könige über ein Holzbrett getrieben hatte. Und in Europa agierte Geraldine Silvestri. Der letzte Spross der Van Helsings. Sie hieß nicht einmal mehr so. Sie arbeitete in einem Beruf, der es ihr erlaubte, mal hier mal dort aufzutauchen und ihrer eigentlichen Berufung nachzugehen. Er hatte darüber recherchiert. Die Fotojournalistin tarnte die Vampirjägerin.

Er schloss das Fenster, sah auf die Uhr. Nicht einmal fünf Minuten waren vergangen. Er würde sich die Beine vertreten, einen kurzen Spaziergang um den Block machen. Anschließend konnte er die Anrufe wiederholen, die zuvor ohne Antwort geblieben waren.

Als er etwa eine halbe Stunde später wieder das Hotelzimmer betrat, zeigten sich bereits die ersten Sterne am Himmel. Venus leuchtete zum Fenster herein.

Toralf griff zum Smartphone, setzte sich auf das Bett und wählte Laszlos Nummer.

„Hallo, wer spricht da?“ Eine fremde Männerstimme meldete sich. Toralf musste sich bezähmen, nicht einfach das Gespräch zu beenden. Unwahrscheinlich, dass Laszlo jemand fremden sein Handy benutzen ließ, wenn er angerufen wurde. Jedenfalls, wenn er selbst in der Nähe und in der Lage war, ein Telefongespräch zu führen.

„Toralf Mahnstein, ich möchte mit Laszlo von Ödermark sprechen. Wer sind Sie eigentlich? Wie kommen Sie zu seinem Handy?“

„Laszlo von Ödermark heißt der Besitzer dieses Handys? Kannten Sie ihn?“

„Wer sind Sie?“, schrie Toralf statt einer Antwort.

„Hennig Jensen, Kriminalpolizei Jülich“, sagte die Männerstimme sehr ruhig. „Es ist zu befürchten, dass ihr Bekannter Opfer eines Verbrechens wurde.“

„Was soll das heißen?“, fragte Toralf, obwohl er ziemlich gut wusste, was dies bedeutete.

„Nun, in einer Dorfkirche hier in der Nähe hat es einen Zwischenfall gegeben.“

„Zwischenfall?“

„Ich könnte Ihnen mehr darüber sagen, aber nicht am Telefon. Wo befinden Sie sich? In der Nähe? Könnten Sie nach Jülich kommen?“

„Ich wohne zurzeit in Dresden“, sagte Toralf.

„Mmh.“ Sein Gesprächspartner gab ein missmutiges Grunzen von sich.

„Ich könnte morgen nach Jülich kommen, wenn es wichtig ist.“

„Ja, es ist wichtig. Sehen Sie, der Besitzer dieses Handys ist verschwunden. Allerdings ist etwas merkwürdig.“

„Was?“

„Er hat seine Kleidung zurückgelassen. Ich meine, selbst in einem Dorf sollte ein nackter Mann auffallen, der durch die Straßen läuft.“

Dieser Satz bestätigte Toralf Laszlos Ende. Er benötigte keine Kleider mehr, nicht das winzige Häufchen Staub, das lediglich von ihm geblieben sein sollte. Ein Detail, das der Beamte am Telefon nicht preisgab. Dessen Stimme klang auch so, als sei Laszlos Verschwinden nicht das einzige Problem bei diesem Fall. Und auch da besaß Toralf eine gute Vorstellung davon, was sein Gesprächspartner verschwieg. Es gab eine Leiche in dieser Kirche – eine blutleere Leiche.

Toralf bestätigte noch einmal, dass er am nächsten Tag nach Jülich kommen und sich auf der Polizeistation melden würde. Er gab dem Beamten seinen Namen und seine derzeitige Adresse durch und trennte die Verbindung.

Er würde nach Jülich fahren. Er würde herausbekommen, wer Laszlo getötet hatte. Danach käme die Abrechnung.

2

Am nächsten Nachmittag fuhr Toralf mit seinem Mercedes E-Klasse an der Polizeistation in Jülich vor, parkte ordnungsgemäß, schälte sich aus den dunklen Ledersitzen und blickte zu dem langweiligen, dreigeschossigen Bau mit Klinkerfassade hinüber. Wer immer dieses Gebäude entworfen hatte, wollte jedem Menschen offenbar das Gefühl vermitteln: Bleib draußen und du bist besser dran. Wenn man Langeweile eine Gestalt geben wollte, kam man zu dieser architektonischen Darstellung.

Er schloss sein Auto ab und ging zum Eingang. Dort meldete er sich beim Pförtner und sagte, er wolle zu Herrn Jensen. Der Mann hinter der Scheibe wies ihm den Weg, nachdem er seine Personalien registriert hatte. „Zweiter Stock, erst links, dann rechts, dritte Tür.“

Toralf fand den Raum ohne Probleme und klopfte.

„Herein!“, scholl es von drinnen.

Er folgte dem Aufruf und trat ein. Ein Mann in mittleren Jahren mit ganz eindeutig gefärbtem Haar, einem breiten Schädel und Blutgruppe B positiv sah ihn an und fragte, wer er sei und was er wolle. Toralf erklärte es.

„Ah, Sie sind das. Treten Sie näher und setzen Sie sich.“ Der Beamte gab sich schlagartig wesentlich freundlicher, auch wenn sein Lächeln gekünstelt ausfiel. Er sprang seinerseits auf. „Kaffee? Tee? Mineralwasser?“

„Nein danke“, wehrte Toralf ab. ‚Ihr Blut würde passen‘, sagte er nicht. Stattdessen ließ er sich auf dem Stuhl neben dem Schreibtisch des Beamten nieder, auf den dieser wies.

Auch Herr Jensen setzte sich nieder, drückte ein paar Tasten auf der Tastatur vor sich. Toralf vermutete, um alle Informationen zu dem Fall, der Laszlo betraf, auf den Bildschirm zu holen, danach wandte er seine gesamte Aufmerksamkeit wieder ihm zu.

„Wissen Sie inzwischen, was mit Laszlo von Ödermark geschehen ist? Haben Sie ihn gefunden?“, fragte Toralf, ziemlich sicher, dies wäre nicht der Fall. Aber es würde Verdacht erregen, wenn er nicht Neugier dieser Art an den Tag legte. Woher hätte er besser als die Polizei wissen können, was geschehen war? Sie würden einen abstrusen Verdacht daraus konstruieren.

„Nein.“ Der Beamte schüttelte den Kopf. „Sehen Sie, das Verschwinden Ihres Bekannten ist nicht das einzig Seltsame an diesem Fall. Sagen Sie mir zunächst einmal, was für ein Mensch ist Laszlo von Ödermark? Ist es denkbar, dass er Hals über Kopf die Flucht ergreifen würde, wenn er mit einer schockierenden Situation konfrontiert wird?“

„Und sich zuvor entkleidet?“, konnte Toralf sich nicht verkneifen, zu fragen.

„Wissen Sie, dort, wo man das Handy und die Kleidung ihres Bekannten fand, ist ein Mord verübt worden. Oder zwei.“

Toralf sah den Kriminalisten in Erwartung weiterer Details interessiert an, aber dieser schwieg. Verhörtechnik. Gut, musste er also fragen: „Was ist passiert?“

„Einer unserer Beamten hörte Lärm aus der Kirche. Als er das Gotteshaus betrat, erblickte er eine Frau mit einem Beil. Nach Angaben des Beamten hatte sie gerade einem Mann den Kopf vom Rumpf getrennt. Allerdings fehlt von dieser Leiche jede Spur. Wir haben ebenfalls nur Kleidung

gefunden. Und dann ist da noch der Pfarrer. Er lag auf dem Altar, als habe jemand ihn aufgebahrt. Tot, völlig ausgeblutet. Aber es gab in der Nähe des Altars nur sehr wenig Blut. Ein, zwei Spritzer, das war alles.“

„Was schließen Sie daraus?“, fragte Toralf und fixierte sein Gegenüber mit dem Blick. „In was ist mein Bekannter da hineingeraten?“

„Okkultismus? Irgendeine verrückte Sekte? Sagen Sie es mir.“

„Ich? Ich habe keine Ahnung. Was Sie mir da schildern, hört sich nach einem sehr schlechten Film an, wie sie von manchen Sendern kurz nach Mitternacht im Fernsehen gezeigt werden.“ Toralf verstärkte die Kraft seines Blickes. Er wollte hören, was dieser Typ ihm gegenüber wirklich dachte. „Was ist Ihre Meinung zu diesem Fall?“

„Ich habe keine Meinung. Ich ermittele, ich sammle Fakten. Danach bilde ich mir eine Meinung“, sagte Jensen sehr ruhig.

„Wen hat ihr Kollege da gesehen?“

„Er meint, es habe sich um eine Blondine gehandelt. Etwa ein Meter und siebzig groß, schlank. Vermutlich nur knapp älter als dreißig, aber bei der genauen Beschreibung des Gesichts tat er sich schwer.“ Er zog ein Blatt Papier aus einem Schreibtischfach und schob es zu Toralf herüber. Dabei wendete er es mit geübtem Griff so, dass dieser direkt in das grotesk verzerrte Gesicht von Geraldine Silvestri blickte. Die Züge der jungen Frau wirkten, als stammten sie von einem bekifften Meerschweinchen.

„Haben Sie eine Idee, um wen es sich bei dieser Person handelt?“

„Oh, durchaus“, dachte Toralf. Er schüttelte den Kopf. „Nein, wie kommen Sie auf diese Idee?“

„Für einen Moment ...“, setzte der Beamte an, unterbrach sich jedoch, rieb sich mit den Händen über das Gesicht und endete: „Routinefrage. Sie haben also keine Idee, was vorgefallen sein könnte?“ Er wandte sich kurz dem Bildschirm des Computers zu und hämmerte ein paar Sätze in die Tastatur. Anschließend schaute er zu Toralf zurück. „Können Sie mir etwas zu Ihrem Bekannten erzählen, was mir weiterhelfen könnte? Kann es sein, dass er in die Fänge einer Sekte geraten ist? Kennen Sie seinen sonstigen Freundeskreis?“

„Nein, wir kannten uns von früher her. Aus der Jugendzeit. In letzter Zeit haben wir nur noch hin und wieder telefoniert. Sie wissen ja, wie das ist.“

„Nein, wie ist das?“ Jensen schaute drein, als biete Toralf ihm eine sensationelle Enthüllung an.

Toralf fragte sich, ob der langjährige Kontakt mit Lügnern und Tricksern aller Art diesen Mann immun gegen seine Fähigkeiten zur Manipulation gemacht hatte. Er schien überhaupt keinen Einfluss auf dessen Geist zu haben. Er seufzte. „Wir haben hin und wieder ein paar Worte am Telefon gewechselt. – Wie geht es dir? – Danke, gut und dir? – Auch alles bestens. – Na dann, man sieht sich.“

„Und, haben sie sich gesehen?“

„Nicht in den letzten fünf Jahren“, antwortete Toralf wahrheitsgemäß.

„Sie können mir also keine weiteren Anhaltspunkte bieten, was sich dort abgespielt hat?“, bohrte Jensen nach. „Wissen Sie, ob dieser von Ödermark eine Familie hatte, eine Geliebte?“

„Nein, nicht soweit ich weiß. Er lebte allein in einem Gehöft an der Grenze nach Holland. Ich kann Ihnen aber auch nicht sagen, wie dieses Nest hieß, wo er sich verkrochen hatte.“

„War ihr Freund schwul?“

Toralf schüttelte den Kopf. „Und ich bin es auch nicht, falls Sie das vermuten.“ In ihm wuchs der Wunsch, diesen Kriminalbeamten anzuspringen, ihm die Kehle zu zerfetzen und zu gehen. Was stellte der für seltsame Fragen?

„Wovon hat er seinen Lebensunterhalt bestritten? Wissen Sie das?“

„Laszlo besaß Geld, viel Geld. In einer früheren Zeit hätte man ihn einen Lebemann genannt. Ich glaube, hin und wieder tätigte er Aktiengeschäfte. Aber mit diesen Dingen kenne ich mich nicht aus.“

„Womit kennen Sie sich aus?“

„Ich schreibe Reiseführer“, antwortete Toralf. Er verschwieg, dass diese nicht besonders erfolgreich waren und ihm kaum zu Wasser und Brot verholfen hätten. Wie die meisten seiner Art verfügte er über Geld, verdient und vermehrt in den Wirren der Zeit. Einer der Vorteile eines langen Lebens bestand in der Zeit, die einem zur Verfügung stand. In ausreichender Menge vorhanden, erschuf sie stets großartige Dinge. Wissen ließ sich anhäufen und, auch nicht ganz unwichtig, Vermögen.

„Wissen Sie“, sagte Jensen, „ich werde aus all dem nicht schlau. Sie sagen, Sie seien ein Jugendfreund dieses von Ödermark, kommen den weiten Weg von Dresden hierher und dann bieten Sie mir nichts. Ich werde das Gefühl nicht los, dass Sie wesentlich mehr wissen, als Sie hier preisgeben.“ Er schaute Toralf direkt ins Gesicht und versuchte

offenbar, diesen nieder zu starren. Keine gute Idee, wenn man einem Vampir gegenüber saß.

Toralf konzentrierte sich. Er legte all seine Kraft in den Blick. Tief, immer tiefer senkte er ihn in das Bewusstsein seines Gegenübers. Bis er mit jeder Faser seines Geistes spürte, wie der Wille dieses Jensen endlich doch brach.

„Hören Sie gut zu, Herr Jensen, ich bin nie hier gewesen. Ich werde jetzt aufstehen und gehen und sie werden mich vergessen. Wenn Sie das verstanden haben, nicken Sie.“

Jensen nickte.

„Gut, das erspart uns beiden ein Blutbad. – Vergessen Sie auch das! Jetzt schlafen Sie!“ Toralf löste seinen Blick aus dem seines Gegenüber. Jensen sackte in seinem Stuhl zusammen, sein Kopf fiel auf den Schreibtisch. Er begann zu schnarchen.

Toralf erhob sich leise und ging zur Tür. Dort blickte er sich ein letztes Mal nach Jensen um, der selig wie ein Säugling schlief. Sollte er sich abschließend eine kurze Ration Blut gönnen. Der Mann verfügte über genau die richtige Blutgruppe. Aber er sagte sich, dies könnte unnötige Probleme mit sich bringen. Jensen wies genau solche Male am Hals auf, wie der Pfaffe, den Laszlo ausgesaugt hatte. Jensen würde sich an den Besuch nicht mehr erinnern, aber da gab es diesen Pförtner. Und er wusste nicht, ob der noch in seiner Box saß oder es inzwischen einen Schichtwechsel gegeben hatte. Nein, er musste Unwägbarkeiten vermeiden. Es gab wichtige Dinge zu erledigen, da konnte er keine neugierigen Polizisten auf seiner Fährte gebrauchen. Auch wenn diese im Grunde mehr lästig als gefährlich waren.

Er ging hinaus, zog die Tür hinter sich zu und verließ das Leben von Kommissar Jensen, die Polizeistation Jülich und den äußersten Westen Deutschlands.

Toralf saß im Restaurant des Hotels und betrachtete das Frühstücksbüfett. Der Schlaf hatte ihn in der letzten Nacht mehr gemieden als sonst. Ruhelos war er durch sein Zimmer gelaufen, vom Fenster zur Badtür und zurück, an dem langen Schreibtisch und der Kofferablage vorbei. Seine Gedanken kreisten um Laszlo von Ödermark und Geraldine Silvestri. Sie konnte ihr Aussehen verändern, wie sie mochte, er wusste dennoch genau, mit wem er es zu tun hatte. Die Jäger kannte jeder Vampir. Um sich mit Seinesgleichen einzulassen, benötigte man jahrelanges Training und einen Lehrmeister, der wusste, worauf es ankam in diesem Kampf. Keine dahergelaufene Tussi erledigte einen Vampir, schon gar nicht einen seiner Vasallen.

Jetzt saß er da und betrachtete das Frühstück. Nicht die verschiedenen Sorten Wurst und Käse, die feingeschnitten auf Platten bereitlagen, nicht die Obst- und Gemüsesalate, die Marmeladen in den Gläsern mit Bügelverschlüssen und auch nicht die Quark- und Joghurtvariationen, sondern die Geschäftsreisenden, die emsig vor all diesen Dingen herumwuselten, bald hier, bald da etwas herauspickten und auf ihre Teller drapierten, Kaffeetassen durch die Gänge trugen, sich Saft oder Selters bereitstellten. Er selbst saß nur mit einer Schüssel durchweichter Cornflakes und einem Glas Wasser da. Die Cerealien würde er einfach stehenlassen. Er ließ an jedem Morgen Nahrung der Menschen zurück. Die Kellner mussten ihn für einen Verschwender halten, wenngleich er stets kleine Portionen

wählte und immer ein paar Happen hinunterzwang, wenn ihn der Geschmack auch ekelte. Aber hier fand er dennoch sein Frühstück. Er hielt stets nach einem allein an einem Tisch sitzenden Mann oder einer Frau ohne Begleitung Ausschau. In diesem Hotel gab es an jedem Morgen mehrere Leute dieser Art. Menschen, die aus irgendeinem geschäftlichen Grund in Dresden weilten, Menschen, die am Vorabend angekommen, bereits am gleichen Tag abreisen wollten. Sie mussten nur schnell etwas erledigen, unmittelbar danach fuhren sie wieder fort. Hier kannte sie niemand wirklich. Sie würden ihren Termin verpassen. Eine plötzliche Unpässlichkeit. Probleme mit dem Blutdruck, dem Kreislauf, jedenfalls irgendein plötzlicher Anfall von Schwäche, suchte sie heim. So würden sie es erklären. Der Stress. Burn-out. Heute gab es reichlich Ausreden, wenn man einmal einen Termin verpasste. Alle endeten auf dem Wort Syndrom. Vampirisyndrom! Das gab es noch nicht. Toralf schmunzelte. Er hatte sein Frühstück gefunden.

Der Mann saß an einem Tisch links von ihm direkt am Fenster. Gerade putzte er sich geziert die Mundwinkel mit der Serviette. Anfangs vierzig, Bauchansatz, Schnauzbart. Weißes Hemd, dunkle Krawatte mit Streifen, sein Jackett hing über der Rückenlehne des Stuhles. Blutgruppe AB. Hin und wieder musste man Kompromisse eingehen, dachte sich Toralf. Er nippte an seinem Wasser. Zwei Mädchen gingen schwatzend an ihm vorbei, eine schaute zu ihm herüber und er registrierte, wie ihr Herzschlag sich beschleunigte. Demonstrativ sah er weg.

Er wusste, dass er gut aussah, auch nach zweihundert-dreiundfünfzig Jahren noch wie Mitte dreißig. Aber er hasste das Klischee, das bei einigen Menschen zu der An-

nahme geführt hatte, die ganze Vampirlegende sei den lüsternen Gedanken unbefriedigter Frauen entsprungen. Blutsaugen als eine Metapher für oralen Verkehr. Himmel, wie dumm mussten Menschen sein, sich so einen Unsinn zusammenzureimen. Sich von Blut zu ernähren, stellte keine Metapher dar. Es gehörte zu seinem Dasein. Es handelte sich vermutlich tatsächlich um eine seltsame Krankheit. Irgendein Virus veränderte den gesamten Metabolismus. Daraus entsprang eine deutlich höhere Lebenserwartung, eine Zellregenerationsrate von traumhafter Geschwindigkeit und eine deutliche Steigerung der Körperkräfte und Sinnesleistungen. Vielleicht würden normale Menschen auch vier, fünf Meter hoch springen können und eine Mücke in zehn Meter Entfernung surren hören, wenn sie ausreichen Blut saffen. Wer weiß?

Sein Frühstück erhob sich, knüllte die Serviette zusammen und warf sie auf den Teller. Dann wandte der Mann sich ab und ging Richtung Ausgang. Auch Toralf stand auf und ging ihm nach. Am Aufzug holte er sein Opfer ein.

„Auch auf Dienstreise in der Stadt?“, fragte er nach einem freundlichen Gruß.

„Ja, leider“, erwiderte der Mann. „Keine Zeit für einen Bummel. Meine Frau meinte, ich müsse mir wenigstens die Frauenkirche ansehen. Na, mal sehen, ob Zeit bleibt.“

Toralf bemühte sich, verständnisvoll und nicht hungrig dreinzuschauen. Offenbar gelang es ihm, denn der Mann fragte arglos, was ihn nach Dresden geführt habe. Toralf berichtete von seiner Arbeit als Autor von Reiseführern. Er erklärte, er müsse sich aus beruflichen Gründen all jene

Dinge anschauen, die andere des Vergnügens wegen aufsuchten.

Der Aufzug kam, eine Schar Holländer flutete heraus, Toralf und sein Frühstück betraten die Kabine. Als sie in der vierten Etage wieder ausstiegen, ging Norbert, inzwischen kannte Toralf auch den Namen seines Begleiters, brav wie ein Schoßhündchen an der Seite des Vampirs. Er führte ihn zu seinem Zimmer, öffnete die Tür, trat ein und bat ihn, ihm zu folgen.

„Treten Sie ruhig näher“, sagte er leutselig und starrte dabei in Toralfs silberhelle Pupillen.

Toralf fragte sich manchmal, ob es der Silberglanz sein mochte, der die Menschen verführte, ihm zu gehorchen, da sie auch sonst den Verlockungen von Silber und Gold so leicht erlagen. Hatten sie nicht einstmals einen Menschen für Silber verraten, der ihnen den Weg aus dem Elend weisen wollte? Einen Mann, den sie später anbeteten. Wie immer taten sie das Richtige erst, wenn es zu spät war und übertrieben dabei, wie üblich, maßlos. Statt auf jemanden zu hören, der von Frieden sprach, schlachteten sie ihn ab. Später tat es ihnen leid, und sie schlachteten all jene ab, denen es nicht leidtat. Menschen! Sie hatten die Vampire wahrlich verdient.

Toralf trat in das Zimmer. Es sah aus wie seines, nur das Bild über dem Bett stammte von einem anderen Künstler. Durch das offene Fenster drangen die Geräusche der geschäftigen Stadt. Er schob die Tür mit dem Fuß zu und stürzte sich auf den Geschäftsmann. Der Schwung seiner Attacke warf sein Opfer rückwärts auf das Bett.

Der Mann erwachte aus seiner Lethargie und versuchte, sich zu wehren. Verzweifelt strampelte er unter seinem

Angreifer. Er versuchte, diesem ein Knie in die Weichen zu rammen, aber Toralf jagte schon viel zu lang, dass so ein billiger Trick eine Chance besaß, zu funktionieren. Er lag leicht seitlich auf seinem Frühstück, sodass er diesem die Hüfte zuwandte. Er fauchte und präsentierte sein beeindruckendes Gebiss. Entsetzen füllte das Gesicht des Mannes.

Toralf schlug seine Zähne in den Hals und trank. Nach wenigen Sekunden erstarb jede Gegenwehr. Der Geschäftsmann sank in die Welt des Vergessens.

Gesättigt erhob Toralf sich. Er griff in die Innentasche des Jacketts seines Opfers und zog dessen Handy heraus. Ein angebissener Apfel zierte das edle Stück. Neustes Modell. Er warf es zu Boden und trat drauf. Dann ging er zur Reisetasche hinüber, stülpte sie um und verteilte den Inhalt auf dem Schreibtisch und dem Boden. Als Nächstes eilte er zum Nachtschrank. Dort lag eine Brieftasche. Er zog alle Varianten von Plastikgeld und andere Karten heraus und warf sie auf das Bett neben den Kopf des Mannes. Er nahm das gesamte Bargeld an sich, warf die leere Börse ebenfalls auf das Bett. Danach entfernte er sich Richtung Zimmertür und sah sich abschließend um. Es sah alles nach einem Verbrechen aus. Jemand hatte sich Zutritt zum Zimmer verschafft, den überraschten Geschäftsmann überwältigt und anschließend beraubt. Oder der hatte sich eine Nutte mit aufs Zimmer genommen, die hatte KO-Tropfen eingesetzt und ihn anschließend beklaut. So würde er sich vermutlich fühlen. Einzig die Male am Hals wären ihm unerklärlich. Toralf lächelte und verließ das Zimmer.

Er kehrte in sein eigenes zurück, setzte sich an den Schreibtisch und warf seinen Laptop an. Er musste ein Druckmittel finden. Er wusste, dass Geraldine Silvestri keine direkten Verwandten mehr besaß, niemanden, den er als Faustpfand einsetzen konnte. Auch in der Liebe hatte sich die junge Dame bisher zurückgehalten. Entweder hatten ihre Vorfahren sie gelehrt, dass enge Bindungen gefährlich waren, oder ihre Doppelbeschäftigung als Vampirkillerin und Fotografin ließ ihr nicht genügend Zeit.

Nach einer Stunde vergeblicher Recherche gab er auf. Frustriert schloss er den Deckel des Computers. Er benötigte Hilfe. Er würde Istvan anrufen müssen.

Istvan, der so großen Wert darauf legte, dass ein jeder seinen Namen korrekt Ischtwan aussprach, gehörte zu einer Gruppe von jungen Männern, die er in Ungarn als Vasallen erkoren hatte, genau wie Laszlo und dessen Bruder. Ein kluger Kopf, der sich für jegliche Art von technischem Fortschritt begeistern konnte. Kaum, dass Benz sein erstes Modell vorgestellt hatte, besaß Istvan ein Auto. Kurz nach Lindberg machte auch Istvan sich mit einem Flugzeug auf den Weg über den Atlantik. Als die ersten Computer für den privaten Markt in den Handel kamen, legte er sich augenblicklich einen eigenen zu. Jahre bevor der Begriff Hacker geprägt wurde, hackte er sich in den Computer seiner Hausbank ein.

Wenn Toralf ein technisches Problem hatte oder einen Rat benötigte, bei dem es um die Möglichkeiten neuer Technologien ging, wandte er sich an Istvan. Allerdings gab es in diesem besonderen Fall eine Schwierigkeit. Istvan besaß eine philanthropische Ader. Die Vorstellung, dass dieser ihm helfen würde, ehemalige Freunde und Bekannte

dieser Silvestri ausfindig zu machen, damit er seinen Rachezug starten konnte, mutete geradezu lächerlich an.

Anstatt den Vampirjägern mit offenem Visier entgegenzutreten, wich er ihnen aus, verkroch sich lieber irgendwo. Sogar Toralf wusste nicht genau, wo sich sein Schützling gerade aufhielt. Vermutlich saß er in irgendeinem Keller dieser Welt und bastelte an einer Erfindung oder schrieb ein Computerprogramm, das sein ohnehin gefülltes Konto bersten lassen würde. Istvan war ein Tüftler, ein Denker. Lediglich seine Ernährungsweise unterschied ihn von Menschen seines Schlages. Wenn ein Problem ihn gefangen hielt, konnte er tagelang ohne seine Ration Blut auskommen. Seine Wangen fielen ein, seine Haut färbte sich erst blass, später leicht grünlich. Aber erst kam die Lösung, dann die Sättigung.

Istvan hatte in all den Jahrzehnten seines Vampirdaseins nicht eine einzige ausgeblutete Leiche zurückgelassen, nicht einen einzigen Vasallen rekrutiert. Toralf hatte Laszlo gegenüber einmal bemerkt, dieser spezielle Vampir würde vermutlich viel lieber in Zuleitungen beißen und Getriebeöl oder Benzin saufen, oder Blut über das Internet downloaden.

Toralf starrte sein Telefon ein paar weitere Sekunden ärgerlich an. Schließlich rang er sich dazu durch, Istvans Nummer zu wählen.

„Hallo Toralf, womit kann ich dir heute helfen?“ Eine leicht genervte Stimme aus dem Lautsprecher. Keine Höflichkeitsfloskeln, keine Frage, wie es ihm gehe. Istvan wusste, warum man ihn behelligte. Und er fühlte sich immer gestört, wenn man ihn anrief.

Toralf schilderte sein Anliegen. Er benötigte Informationen zu Kontakten von Geraldine Silvestri. Schul- und Studienfreunde, Bekanntschaften aus der Vergangenheit.

„Und was willst du damit?“ Keineswegs die dienstbeflissene Antwort, die er von einem Vasallen erwartete.

„Die junge Dame macht Probleme. Du kannst auch gleich mal versuchen herauszubekommen, wo sie sich herumtreibt.“

„Eine Jägerin, richtig?“

„Die Jägerin!“

„Van Helsing-Geschlecht. Toralf, willst du nicht endlich einmal aufhören, diesen jahrhundertealten Zwist immer wieder aufzuwärmen? Er bekommt uns nicht gut. Sieh dir die lange Liste unserer Brut an, all die Vampire, die diesen Leuten zum Opfer gefallen sind.“ Istvans Stimme klang plötzlich bittend.

„Eben“, erwiderte Toralf. „Laszlo steht jetzt auch darauf. Erinnerst du dich an Laszlo?“

„Ob ich mich erinnere? Laszlo gehört nicht gerade zu den Leuten, die es einem leicht machen, ihn zu vergessen. Manchmal wünschte ich, ich könnte es. Anfangs mochte ich seine wilde Art. Da war er wie ein Bruder für mich ...“

„Besorg mir, was ich wissen will“, unterbrach Toralf den Redeschwall. „Gib mir Namen, gib mir Adressen, gib mir Informationen. Ich kümmere mich um den Rest. Du musst nichts tun, was dir widerstrebt.“ Toralf trommelte nervös mit den Fingern der Linken auf die Schreibtischplatte.

„Es widerstrebt mir bereits, zu wissen, dass du etwas planst, was diesen Leuten schaden wird“, sagte Istvan.

„Du bist mein Vasall. Vergiss das nicht.“ Toralf gefiel es nicht, diese Sätze sagen zu müssen. Er machte ungern von seinem Status Gebrauch. Schweigen antwortete ihm. Er glaubte bereits, sein Gesprächspartner habe die Verbindung getrennt, was ein unglaublicher Affront gewesen wäre.

„Gut“, sagte Istvan schließlich. „Ich tue es gezwungenermaßen. Ich rufe dich an, wenn ich etwas herausgefunden habe. Aber erzähl mir nichts. Erzähl mir gar nichts. Hörst du?“

Toralf fand, dass sich sein Untergebener gehörig im Ton vergriff, aber er brauchte ihn. Ohne ihn würde er Wochen, vielleicht Monate benötigen, ehe er alles erfahren hatte, was er wissen wollte. So lange wollte er der Silvestri nicht Zeit geben, sich zu verschanzen und eigene Pläne zu schmieden.

„Es wird geschehen, wie du willst“, sagte er. „Bis dann.“ Er trennte die Verbindung.

Er verstand die Frauen nicht. Wie konnten Geschöpfe mit so lieblichen Körpern und Gesichtern so herzlos sein? Was hatte er ihnen getan, dass sie ihn fortwährend verhöhnten und quälten? Aber diesmal hatte er sich die Demütigungen nicht länger gefallen lassen, diesmal nicht. Er spie auf den Sack im Kofferraum des Wagens, der Maries Leiche enthielt.

Er beugte sich nieder und holte den Spaten heraus. Dann schloss er die Kofferraumklappe und machte sich auf den Weg. Mit dem Spaten in der Hand stapfte er in den Wald hinein. Er musste zunächst einen geeigneten Platz für die Insassin des Sackes finden. Er konnte mit dieser

Last nicht zwischen den Bäumen herumirren. Marie war trotz ihrer zierlichen Figur viel zu schwer. Außerdem fiel ein Mann auf, der einen Sack mit sich herumschleppte. Besser, wenn er damit schnell und zielstrebig zu einer Grube gehen, seine Last hineinwerfen und mit Erde bedecken konnte.

Der Armeerevolver seines Großvaters lag jetzt im Handschuhfach. Er hatte Marie damit erschossen. Aber warum konnte sie auch nicht hören? Schließlich hatte er sie gewarnt, nicht nur einmal. Er hatte ihr gesagt, er würde schießen, wenn sie ihn wegschickte. Wieder wegschickte, wie schon einmal. Aber statt ihn einfach bei sich zu behalten, hatte sie, kaum dass sie ihn in ihrem Schlafzimmer stehen sah, sogar mit der Polizei gedroht.

Er zog den Revolver aus dem Hosenbund, richtete ihn auf sie und sagte, sie könne unmöglich so herzlos sein. Er sagte, sie müsse wissen, wie sehr er sie liebte. Und sie wusste es, er erkannte es in ihren Augen. Aber statt etwas zu sagen, was ihm Zuversicht schenkte, erklärte sie ihn für verrückt und wandte sich ab. Da hatte er abgedrückt. Ganz automatisch. Im Grunde war nicht er es gewesen, der geschossen hatte, sondern nur seine rechte Hand im Verbund mit dem alten Revolver. Die beiden hatten sich verbündet, um seine große Liebe zu töten. Vermutlich trieb Eifersucht sie dazu.

Er erreichte eine kleine Lichtung. Linkerhand wuchsen ein paar aufgefórstete Kiefern, geradezu sperrte ein großes Brombeergebüsch den weiteren Weg wie die Hecke des verzauberten Schlosses im Märchen, die dem Prinzen den Zugang verwehrt. Wenige Sonnenstrahlen beleuchteten den Platz, an dem er jetzt stand und sich umblickte. Der

Ort besaß Magie. Etwas Zauberisches ging davon aus. Ein Hort der Ruhe und des Friedens umgab ihn. Es war der ideale Friedhof für Marie. Sie konnte hier liegen und träumen und den Duft des Waldes atmen, wenngleich ihre zerschlagene Nase wohl nichts mehr roch.

Es war ihm schwergefallen, aber es hatte sein müssen. Man durfte sie doch nicht wiedererkennen. Er war in den kleinen Nebenraum ihrer Wohnung gegangen. Er kannte ihn gut, denn oft hatte er sich dort verborgen gehalten, wenn er ihr einen unauffälligen Besuch abgestattet hatte. In jenem Moment betrat er ihn mit einem Ziel. Er benötigte den Hammer, der oben auf dem rechten Regal lag, direkt neben der Kiste mit den Nägeln und Schrauben und dem Fuchsschwanz. Marie bewahrte auf diesem Regalbrett all ihr Werkzeug auf. Nicht viel, er besaß mehr. Wenn sie seine Liebe erwidert hätte, hätte er ihr viel Unterstützung bei handwerklichen Arbeiten bieten können. Aber sie wollte ihn nicht. Daher benötigte er den Hammer jetzt nicht, um etwas für sie zu zimmern, sondern um ihr das Gesicht einzuschlagen.

Sie besaß so ein liebliches Gesicht. Mit dem Hammer in der Hand kniete er neben ihr. Er verharrte einen Moment, betrachtete noch einmal ihre ebenmäßigen Züge mit dem markanten Kinn und der schmalen Nase, dann schlug er zu. Er hörte die Knochen splintern. Ihre schlanke Nase verschwand geradezu im Schädelinneren. Ihre Jochbeine barsten und spießten nach außen. Er schlug weiter zu, heulte und schrie sie an, warum sie ihn nicht bei sich aufgenommen habe. Alles sei ihre Schuld, erklärte er ihr. Aber sie hatte nicht reagiert, hatte alles mit sich geschehen

lassen, als ginge es sie gar nichts an, obwohl es doch ihre Hirnmasse gewesen war, die am Hammer geklebt hatte.

Er begann, die Grube auf der Lichtung auszuheben, während die Sonne höher stieg. Schweiß bildete sich auf seiner Stirn. Er spürte, dass er keineswegs so tief graben konnte, wie Marie dies verdiente. Er konnte ihr kein standesgemäßes Begräbnis bieten. Mit Schrecken stellte er fest, dass er nicht einmal Blumen für das Grab mitgebracht hatte. Tränen traten ihm in die Augen und verschleierten seinen Blick. Seine große Liebe war ihm genommen worden. Er musste sich wieder allein durch das Leben quälen.

Eine halbe Stunde später kehrte er zum Auto zurück. Er schulterte den Sack mit seinem grauisigen Inhalt und ging zu der frisch ausgehobenen Grube. Er bettete seine Last hinein und vergoss ein paar Tränen. Anschließend schüttete er das Loch wieder zu.

Mit schleppenden Schritten ging er schließlich zurück, um den Heimweg anzutreten, seine Wangen noch immer tränenfeucht. Er warf den Spaten in den Kofferraum, schlug den Deckel zu und schaute in den Himmel hinauf. Dunkle Wolken ballten sich über dem Waldstück zusammen. Es würde Regen geben. Marie hatte es immer geliebt, am Fenster zu sitzen und den Tropfen zu lauschen, wenn sie gegen die Scheibe prasselten. Jetzt würde sie ihnen zuhören können, wie sie auf das Erdreich fielen und kleine Krater in den Boden schlugen. Dieser Gedanke tröstete ihn ein wenig.

Er ging um das Auto herum zur Fahrerseite, stieg ein und fuhr davon.

Auf den Heimweg wurde ihm bewusst, dass es nicht damit getan sein würde, Maries Leiche vergraben zu ha-

ben. Ihre sogenannten Freunde und Freundinnen würden nach ihr suchen. Leute, die sich nie so wie er wirklich um sie gekümmert hatten, würden plötzlich aufschreien und nach ihr verlangen. Jetzt, wo es zu spät war, wären sie für sie da.

Er war immer und überall für sie da gewesen. Und wie wurde es ihm gelohnt? Einen verrückten Stalker schimpfte Marie ihn, einen Irren, der sie endlich in Frieden lassen sollte. Jetzt ruhte sie in Frieden, aber auch das würde man ihm anders vergelten, als er es verdiente.

Schließlich traf die Schuld an ihrem Schicksal allein Marie. Sie erkannte seine Liebe nicht, wies ihn ab, demütigte ihn. Sie war es nicht wert gewesen, stellte er schließlich fest. All sein Herzblut, das er investiert hatte, vergeben an eine kleine, blonde Schlampe, die ihn als Stalker, als Einbrecher beschimpfte. Und warum? Weil er in ihre Wohnung gekommen war, um sie zu sehen.

Weshalb verhielten sich Frauen so böseartig? Gab es eine Frau, die anders wäre, die ihn verstehen, seine bedingungslose Liebe erkennen würde? Er wusste es nicht. Er würde warten müssen. Aber zu allererst musste er eine Weile untertauchen.

Er hielt vor seinem Zuhause und öffnete das Handschuhfach. Dort lag der Armeerevolver und daneben ein kleines Gerät, das er sich im Internet bestellt hatte, als er noch davon träumte, Marie zu heiraten. Es hätte ihm ermöglicht, jeden ihrer Schritte zu verfolgen. Schließlich musste er doch sicher sein, dass sie sich nicht mit fremden Männern traf, in Bars herumlungerte oder Schlimmeres trieb. Dieses Gerät hätte ihrer Ehe Stabilität und Sicherheit

auf einem Niveau gegeben, von dem andere Beziehungen nur träumen konnten.

Er streckte die Hand nach dem Revolver aus. Im letzten Augenblick zuckte er jedoch vor der Berührung zurück. Er nahm nur den GPS-Tracker, knallte die Klappe wieder zu und stieg aus.

Geraldine saß im Zug in Richtung Frankfurt und schaute der vorbeifliegenden Landschaft zu. Sie wusste, dass sie auf der Hut sein musste. Niemand tötete einen Vampir, ohne sich die Wut seines Clans, oder wie immer sie das für sich nannten, zuzuziehen. In dieser Beziehung verhielten sich die Biester wie die Mafia. Allerdings machten sie keine Angebote, sie biss einfach zu. Ihr Vater und mehr noch ihr Großvater hatten sie alles gelehrt, was man über Vampire und die Jagd auf sie wissen musste. Auch ihrem Bruder brachten sie es bei. Und was hatte es Gregor genutzt? Nichts! Er lag begraben auf einem Friedhof bei Amsterdam, einen Pflock im Herzen. Nicht etwa weil die Vampire ihn zu einem der ihren gemacht hätten. Die Bastarde ramnten ihm das zugespitzte Holz in den Brustkorb und heftete einen Zettel daran. ‚Damit du weißt, wie sich das anfühlt‘, stand darauf.

Der Zug hielt. Menschen drängten mit Koffern und Rucksäcken bepackt hinaus. Anschließend strömten neue Reisende hinein, suchten nach einem freien Platz oder ihrer Reservierung. Ein älteres Ehepaar blockierte für ein paar Sekunden den Gang, ehe sie endlich ihr Gepäck verstaute hatten.

„Ist dieser Platz noch frei?“

Geraldine blickte auf. Ein junger Mann mit dunklen Locken lächelte sie an und deutete auf den Sitz schräg gegenüber. Sie nickte.

„Danke.“ Der Reisende stellte seinen Rucksack auf den Fensterplatz und setzte sich daneben. Er lächelte Geraldine unverbindlich an, dann wandte er sich seinem Gepäck zu, kramte darin herum und förderte ein Buch zutage. Während er sich seiner Lektüre widmete, betrachtete Geraldine ihn. Schlank, mit kräftiger Schulterpartie, wahrscheinlich widmete er seine Freizeit sportlichen Aktivitäten und das nicht nur als Zuschauer. Eine ungebändigt wirkende Lockenpracht umrahmte ein schmales Gesicht mit hervortretenden Jochbeinen, einer gerade, schmalen Nase und vollen Lippen. Aristokratisch nannte man diese Art Gesichter gern in Büchern. Genau so wurden Vampire in diesen Schmachtschinken beschrieben, die im Augenblick anscheinend die gesamte weibliche Welt las, und die mit der Wirklichkeit so viel zu tun hatten wie Goldfische im heimischen Aquarium mit einem großen Weißhai. Geraldine kannte die Wahrheit über Vampire und eines wusste sie genau: Diese Wahrheit besaß Zähne. Aber dieser junge Mann, auch das erkannte sie sofort, war kein Vampir. Die Augen verrieten sie, bereits bevor sie ihr Gebiss präsentierten. Diese hellen Augen wie Silbermünzen, die sie nur sehr selten hinter den getönten Gläsern einer Sonnenbrille verbargen, denn dies würde sie eines Teils ihre Macht über gewöhnliche Menschen berauben.

Geraldine bemerkte, dass sie ihr Gegenüber schon viel zu lange musterte, wandte den Blick ab und schaute aus dem Fenster. Felder, Waldstücke, im Hintergrund tuckerte ein Traktor über eine Landstraße einer Ortschaft entgegen,

deren Dächer in einer Mulde gerade noch zu erkennen waren.

Ihr Smartphone klingelte. Sie nahm es zur Hand und blickte auf die Anzeige. Eine unbekannte Nummer. Furcht kroch an ihrer Wirbelsäule entlang von der Körpermitte aufwärts und setzte sich in ihrem Kopf fest.

„Unsinn“, schalt sie sich im nächsten Augenblick. Oft genug sprach sie mit Fremden, die Interesse an einem ihrer Fotos zeigten. Sie nahm das Gespräch an und hielt sich das Gerät ans Ohr.

„Silvestri“, meldete sie sich so leise wie möglich, um den Fahrgast gegenüber nicht zu stören. Dieser warf ihr dennoch einen kurzen Blick über den Rand seines Buches zu.

„Mahnstein.“ Eine sanfte Stimme, wie ein Hauch Frühlingswind in ihrem Ohr. Ihr Gehirn benötigte einen Augenblick, um den Namen einer Person zuzuordnen. Als dies erfolgreich geschah, schüttete es Botenstoffe aus, die ihren Körper in Alarmbereitschaft versetzten. Instinktiv streckte sie sich, ihre Pupillen weiteten sich, die Muskeln wurden angespannt. So musste sich eine Staatsanwältin auf Sizilien fühlen, wenn die Stimme des aktuell mächtigsten Paten aus dem Telefon drang.

„Sind Sie noch dran? Hören Sie mir zu?“ Die Stimme klang jetzt schärfer.

Kurz fühlte sie sich versucht, die Verbindung einfach zu trennen, und das Telefon von sich zu werfen, als glühe es. Aber abgesehen davon, dass dies ein albernes, kindisches, einer Vampirjägerin absolut unwürdiges Verhalten gewesen wäre, konnte es sich um eine zufällige Namensgleichheit handeln. Plötzlich fragte sie sich verunsichert, ob die-

ser bedeutsame, alte Vampir, der seine Sippe im Land mit harter Hand führte, wirklich Mahnstein hieß. Toralf, dessen war sie gewiss, aber der Nachname konnte auch anders lauten, oder nicht? Mahnfels? Warstein?

„Entschuldigen Sie bitte, ich sitze im Zug. Da ist hin und wieder die Verbindung nicht perfekt“, flötete sie ins Telefon. „Was wünschen Sie?“

„Ich muss Sie sehen“, sagte ihr Gesprächspartner.

„Aha, worum geht es? Wollen Sie Aufnahmen kaufen? Wenn es um ein Shooting geht, muss ich Sie enttäuschen. So etwas gehört nicht zu meinem Portfolio.“ Sie versuchte, so entspannt wie möglich zu klingen. Noch immer fragte sie sich, ob sie mit einem echten Menschen oder einem Vampir sprach.

Ein Lachen erklang aus dem Hörer. Seltsam kalt, freudlos, als müsse ein Kehlkopf sich erst wieder daran erinnern, wie man dieses Geräusch erzeugt. „Fräulein Silvestri, seien Sie nicht albern. Sie wissen genau, wer ich bin und weshalb Sie mir gegenüber treten müssen.“ Als nächstes Geräusch erklang ein Zischen im Hörer, man konnte glauben jemand briete Speck in unmittelbarer Nähe des Sprechers.

Geraldine schwieg. Sie spürte, wie ihre Hände schweißfeucht wurden.

„Sie haben mir Schmerzen bereitet, Fräulein Silvestri, große Schmerzen. Ich hoffe, das ist Ihnen bewusst. Sie können doch nicht ernsthaft annehmen, dass Sie damit so einfach davonkommen. Sehen Sie, ich habe hier vor mir einige Adressen. Sie glauben gar nicht, was für ein Segen das Internet für eine gepeinigte Seele ...“

„Sie haben doch gar keine“, spie Geraldine, nahm das Telefon vom Ohr und trennte die Verbindung.

Nur eine Minute später meldete es sich erneut. Sie presste den Knopf an der Seite, bis die Klingelmelodie verstummte und das Display sich schwarz färbte. Danach legte sie das Telefon auf den Sitz neben sich, in dem festen Entschluss es dort zu lassen, wenn sie ausstieg.

Sie kannte diesen Obervampir. Das heißt, sie kannte ihn nicht persönlich. Ihr Großvater besaß Aufzeichnungen über ihn. Ein altes, sepiafarbened Foto zeigte ihn auf einem Ball, umgeben von Frauen in tiefausgeschnittenen Kleidern mit ausladenden Röcken. Ein schlanker Herr im Frack mit asketischen Gesichtszügen, schwarzem Haar und hellem Teint. Wie er dort stand, wirkte er wie ein Offizier auf Heimaturlaub, der ansonsten seinen Dienst in der Schreibstube verbrachte. Er wirkte steif und deplatziert zwischen den jungen, fröhlichen und lebenslustigen Damen an seiner Seite. Sie wusste nicht, wann und wo dieses Foto entstanden war.

Als man es ihr das erste Mal zeigte, konnte sie sich nicht vorstellen, dass dieser Herr mit dem Stock im Kreuz der Oberboss einer Kaste von blutsaufenden Monstern sein sollte. Er sah mehr lächerlich, denn gefährlich aus. Ihre Verwandten erzählten ihr von seinen Taten und von denen seiner Brut. Sie wusste nicht, wie viele Tote auf sein Konto gingen. Genug auf jeden Fall, um den Friedhof an einer Dorfkirche zu füllen.

Was würde dieses Monstrum tun, wenn sie sich nicht meldete? Er hatte von Adressen gesprochen. Ihre Adressen? Egal, sie würde sich dort nicht blicken lassen. Sie besaß Erfahrung darin, eine Weile unterzutauchen. Und

Verwandte gab es nicht mehr. Dafür hatten bereits andere Vampire und der Krebs gesorgt. Der nahm ihr den Großvater und auch die Mutter, die sich nie in die Belange der Jagd eingemischt hatte.

Binahe hätte sie befreit aufgelacht. Er konnte ihr nicht drohen. Gegen den, der nichts mehr zu verlieren hat, gab es kein Druckmittel. Ihr eigenes Leben, ja. Aber eine Drohung wie: Kommen Sie hierher oder ich töte Sie, verpufft in einem lächerlichen Zirkelschluss.

Sie würde das Handy im Zug ‚vergessen‘, damit man sie nicht auf diese Weise ausfindig machen konnte. Vampire durfte man nicht unterschätzen. Sie mochten mehrere hundert Jahre alt sein, aber sie lebten keinesfalls in der Vergangenheit. Die Zeit fügte ihrem Körper und Geist nicht den gleichen Schaden zu wie gewöhnlichen Menschen. Sie blieben in allen Bereichen des Lebens fit, auch wenn sie nicht wirklich lebten. Und einer, der es an die Spitze einer Brut gebracht hatte, musste über besondere Fähigkeiten verfügen. Er hatte im Konkurrenzkampf mit Seinesgleichen und im immerwährenden Kampf gegen die Jäger überlebt.

Toralf saß am Schreibtisch seines Hotelzimmers. Wer ihn sah, erkannte nicht, welche Wut in ihm tobte. Gemessen legte er den Telefonhörer zurück auf seinen angestammten Platz.

Wie konnte dieses halbe Kind es wagen, einfach aufzulegen, wenn er mit ihr sprach? Nicht genug damit, dass sie seine Vasallen tötete, sie brüskierte ihn auch noch. Er hätte bei einem Zusammentreffen kein Mitleid gezeigt, nein, bestimmt nicht, aber ein fairer Kampf wäre ihr vergönnt

gewesen. Außerdem hätten die Freunde und Bekannten ihrer Vergangenheit überlebt.

Er würde es dieser Göre, die sich für eine Vampirjägerin hielt, schon zeigen. Er würde ihr Respekt beibringen. Niemand behandelte Toralf Mahnstein wie einen lästigen Werbeanrufer.

Er blickte auf den Notizblock vor sich. Der oberste Name auf der Liste lautete Michael Nowak, Dr. Michael Nowak um genau zu sein. In wenigen Tagen schon würde man seine schrecklich verstümmelte Leiche in seiner Dresdner Wohnung finden. Jedenfalls, so ging Toralf durch den Kopf, formulierten es die sensationsheischenden Journalisten der Tagespresse so. Wann immer man das Opfer einer Bluttat fand, handelte es sich um eine schrecklich verstümmelte Leiche. In diesem besonderen Fall würde es sich sogar um eine blutleere, schrecklich verstümmelte Leiche handeln, aber das durften sie vielleicht nicht erwähnen, weil es sich um Täterwissen handelte, das man aus ermittlungstaktischen Gründen nicht an die Öffentlichkeit weitergab. Toralf wusste all das gut genug.

Ein Foto von Nowaks totenstarrem, blassen Gesicht würde auf dem Titelbild erscheinen und daneben die Frage: Wer tötete diesen Mann? Geraldine würde die Antwort wissen.

Es gefiel ihm keineswegs, dass er zu so drastischen Mitteln greifen musste. Leichen erregten Aufmerksamkeit. Gewiss, die wollte er erreichen. Geraldines Aufmerksamkeit sollte ganz und gar ihm gehören. Jedoch trat gleichzeitig die Polizei auf den Plan, deren Suche nach einem Täter lästig war.

Aber besondere Umstände erforderten besondere Maßnahmen. Geraldine Silvestri wollte mit ihm offenbar Katz und Maus spielen. Sie würde bald erfahren, wer in diesem Fall die Maus war.

„Warten Sie!“ Die Stimme hinter ihr klang atemlos. Ihr Besitzer musste gelaufen sein. Geraldine beschleunigte ihre Schritte in Richtung Bahnhofsausgang. Ihre große Reisetasche klapperte auf Rädern hinter ihr her, der Rucksack mit der Fotoausrüstung drückte leicht auf ihren Schultern. „Warten Sie doch mal! Sie haben Ihr Handy liegengelassen.“

„Scheiße!“, dachte sie und wandte sich um. Sie konnte nicht länger so tun, als höre sie nichts oder als ginge sie der Rufer nichts an. Jetzt schleppte ihr jemand dieses erwünschte Teil hinterher. Sie erkannte den jungen Mann wieder, der ihr gegenübergesessen und die ganze Zeit in sein Buch gestarrt hatte. Ausgerechnet der hatte ihr Smartphone entdeckt, dabei erweckte er die ganze Zeit den Eindruck, überhaupt nichts von der Welt um sich herum zu bemerken. Ihr war es recht gewesen. Sie benötigte keine belanglosen Eisenbahngespräche über das Wetter und aktuelle Reiseziele. Erst recht nicht, nachdem dieser Mahnstein versucht hatte, ihr zu drohen.

Sie zog die Mundwinkel nach oben und sah dem jungen Mann entgegen. Der kam mit langen Schritten auf sie zu, das Handy wie einen Staffelstab in der rechten Hand nach vorn haltend. Vielleicht fürchtete er, sie würde ihm nicht glauben, wenn sie es nicht sofort sähe, und alles für eine billige Anmache halten. Sein Rucksack hüpfte bei jedem Schritt auf seinem Rücken auf und ab.

„Da haben Sie aber Glück gehabt“, sagte er und lächelte, als er ihr das Telefon in die Hand drückte.

„Wie? Oh ... ja, natürlich. Entschuldigen Sie bitte, vielen Dank, dass Sie sich die Mühe gemacht haben. Sie sind doch hoffentlich nicht meinetwegen ausgestiegen.“

„Nein, nein.“ Der Mann schüttelte den Kopf, seine Locken wirbelten herum. Er schaute wie ein Lausbub, der einen Streich ausgeheckt hat, und jetzt beobachtet, ob er funktioniert.

„Darf ich Sie auf einen Kaffee einladen?“, fragte er.

„Wäre das nicht eher mein Satz“, sagte Geraldine, statt des einfachen ‚Nein‘, das ihr als Erstes auf der Zunge lag. Sie brauchte jetzt ganz bestimmt keinen jungen Mann, der versuchte, sich an sie heranzumachen. Selbst dann nicht, wenn der Typ gut aussah und hilflos eine Hand in der anderen knetete.

Sie seufzte. „Eigentlich habe ich gar keine Zeit.“

„Sie sollen sich keineswegs verpflichtet fühlen. Aber Sie würden mir eine große Freude machen. Ich denke, das habe ich mir verdient. Oder etwa nicht?“ Der junge Mann streckte sich und sah sich in der Bahnhofshalle um. „Sehen Sie, dort ist ein Bäcker. Ein Kaffee – dann verschwinde ich wieder aus Ihrem Leben.“

Geraldine erschien diese Rede seltsam. Einerseits meinte der Typ, sie solle sich nicht verpflichtet fühlen, andererseits verpflichtete er sie im Grunde dennoch. Aber er hatte natürlich recht. Er konnte nicht wissen, dass dieses Handy ihr im Augenblick gefährlich werden konnte. Schließlich ließ sich seine Position orten. Sie musste es zerstören, völlig beseitigen. Aber für einen Außenstehenden sah es so aus, als habe sie einen wertvollen Besitz im Zug vergessen.

Auch wenn man ein solches Teil oft hinterhergeworfen bekam, wenn man nur einen Telefonvertrag abschloss, beherbergte es bei vielen Menschen heutzutage oft wesentliche Elemente ihres Lebens. Adressen, Termine, Erinnerungen – alles trug man in so einer unscheinbaren Plastikdose herum. Aber gerade darum bedeutete es natürlich auch einen Angriffspunkt, eine Chance in ein fremdes Leben einzudringen.

„Entschuldigen Sie.“ Der junge Mann schreckte Geraldine aus ihren Gedanken. „Wenn Sie natürlich keine Zeit haben ...?“ Er ließ das Ende des Satzes in der Luft hängen.

„Doch, doch. Gern. Ich glaube, ein Espresso könnte mir guttun.“

Sie setzte sich in Bewegung und der junge Mann lief an ihrer Seite. Aus den Augenwinkeln beobachtete sie, wie er sie verstohlen musterte.

Als sie etwas später vor zwei winzigen Tassen saßen, die kaum mehr als einen Fingerhut Flüssigkeit enthielten, sagte der Jüngling: „Ich glaube, ich sollte mich erst einmal vorstellen. Ich heiße Frederic. Frederic Zucker, um genau zu sein. Wie dieses Zeug hier. Er hob eines der schmalen Tütchen, die auf dem Tisch bereitstanden. – Ein blöder Name, ich weiß. Aber was soll man machen?“ Er hob die Schultern und schaute in seine Espressotasse hinein. „Wissen Sie, einer meiner Vorfahren hieß eigentlich Cukor, mit so einem komischen Kringel über dem C. Aber das konnten die Deutschen weder korrekt schreiben noch betonen, also hat er seinen Namen kurzerhand ändern lassen.“

Geraldine lächelte pflichtschuldigst bei dieser Eröffnung. Ihre Gedanken kreisten weiterhin darum, wie sie unauffällig für ein paar Wochen von der Bildfläche ver-

schwinden konnte, bis sich die Wut Toralf Mahnsteins gelegt haben würde. Vampire brausten schnell auf, wenn sie sich angegriffen fühlten – erst recht, wenn sie tatsächlich angegriffen wurden. Aber die lange Lebenszeit, über die sie verfügten, schenkten ihnen auch die Fähigkeit des schnellen Vergessens. Wenn man die Phase ihrer ersten Wut überlebte, besaß man gute Chancen, dies auch länger zu tun.

„... sie nennen?“ Sie registrierte lediglich das Ende der Frage.

„Oh, verzeihen Sie. Ich war einen Augenblick unaufmerksam. Sie wollten etwas wissen?“

„Ja. Ich habe Ihnen meinen Namen verraten. Wie lautet Ihrer?“

„Geraldine Silvestri“, sagte sie, leerte ihre Tasse und griff nach dem Amarettini, das daneben lag.

„Was führt Sie nach Frankfurt? Gehören Sie zu diesen vielen Bänkern, die diese Stadt heimsuchen?“

„Nein, ich bin Journalistin.“ Sie fragte sich, ob sie gerade mehr preisgab, als im Augenblick vernünftig wäre.

„Oh, dann sind wir ja beinahe Kollegen“, rief der junge Mann, Frederic – fiel ihr wieder ein – erfreut aus. „Ich arbeite als freischaffender Lektor. Morgen habe ich einen Verlagstermin. Wenn Sie mal ein Buch schreiben, kann ich ...“

„Ich bin Fotojournalistin“, fiel ihm Geraldine ins Wort. Sie wollte jede Idee einer möglichen Anmache im Keim ersticken. Sie musste nachdenken, und dazu wollte sie allein sein. Der junge Mann sollte sich keine wie auch immer geartete Form von Hoffnungen machen.

„Nun, dann eben, wenn Sie einen Bildband herausgeben. Ein wenig Text wird es wohl geben.“ Er gab nicht auf und probierte ein verschämtes Lachen, das sich in Geraldines Ohren seltsam anhörte, wie das Kichern eines irren Wissenschaftlers in einem alten Gruselfilm. Sie sagte sich, ihre Nerven seien überreizt, sie täte dem jungen Mann unrecht.

Um nicht unhöflich zu erscheinen, sagte sie, sie würde sich an ihn erinnern, wenn es so weit wäre. Und danach fragte sie, was er im Moment bearbeite.

„Oh, seit es dieses Selfpublishing gibt, habe ich reichlich zu tun. So viele Leute halten sich für Schriftsteller und beglücken die Menschheit mit ihren literarischen Ergüssen. Im Augenblick sind gerade Vampirromane sehr beliebt.“

Geraldine spürte eine kalte Hand auf ihrem Rücken, eine Gänsehaut bedeckte ihre Arme. Sie rieb darüber.

„Wissen Sie, ich halte das meiste, was ich zu lesen bekomme, nicht das Papier wert, auf dem es gedruckt wird. Das ist alles so falsch, so unrealistisch.“

Geraldine dachte bei sich, dieser junge Mann konnte gar nicht ahnen, wie sehr er mit seinem letzten Satz recht hatte. Da draußen liefen Kreaturen herum, die sich von Menschenblut und nur von Menschenblut ernährten. Und verzogene Gören verwandelten ihre feuchten Träume in Geschichten, in denen sie diese in hinreißende Liebhaber von betörender Schönheit verwandelten, die alles aufgaben, um der Liebe ihres Lebens zu gefallen. Lächerlicher Blödsinn, wenn man die Wirklichkeit kannte. Kein Vampir hatte je etwas anderes zu sich genommen als Blut, nicht

seit ihr Vorfahr als einer der Ersten gegen sie angetreten war. Und zuvor erst recht nicht.

Sie hörte noch ein paar Minuten dem Geplauder ihres Gegenübers zu. Schließlich sah sie demonstrativ auf die Uhr, erklärte, sie müsse jetzt wirklich gehen, verabschiedete sich eilig und verließ das Café.

An der nächsten Straßenecke warf sie ihr Smartphone in einen Mülleimer. Anschließend begab sie sich auf die Suche nach einer preiswerten Hotelunterkunft.

